

## Sterne.

Man hat sich im Gebirge verirrt, kann den Weg nicht wiederfinden, es dunkelt, Sturm ächzt, Wolken brechen, Blitz zuckt, Donner grollt, Wasser brausen und darüber ist es nun auch noch Nacht geworden, finstere Nacht, und ratlos verzagt der bang tappende Wanderer in der verödet starrenden Einsamkeit. Aber da tritt aus einer Weiche des nachgebenden Gewölks auf einmal der stille Glanz eines Sterns hervor und reicht sein mild fließendes liebes Licht herab. Und siehe, der Erschöpfte faßt wieder Kraft, der Aengstliche Mut, der Untröstliche Zuversicht, und tapfer schreitet er wieder darauf los, durch den Stern gestärkt. Es ist eigentlich töricht. Er weiß ja noch immer den Weg nicht, er ist nicht sternkundig, er kann den Stern nicht erkennen, der Stern kann ihn also nicht lenken, der Stern hilft ihm gar nichts. Aber sein bloßer Anblick, die Versicherung, daß noch Sterne da sind, die Gewißheit, daß dort oben ein ewiger Glanz liegt, der bis in unser tiefes Elend herabreicht, genügen. Der Wanderer besinnt sich, lernt wieder seiner eigenen Kraft vertrauen und ist gerettet.

Europa wäre gerettet, wenn es das Vertrauen wiederfindet: es muß nur aufblicken lernen und sehen, daß die Sterne noch immer am Himmel still ihren Weg gehen.

Europa hat einst in den Tag hineingelebt, als ob gar niemals wieder Nacht werden könnte; und es war so sicher, seinen Weg zu kennen, den geraden Weg des menschlichen „Fortschritts“ zur unablässig wachsenden Vervollkommnung. Da fiel auf einmal irgendwo ein Schuß, man wußte noch kaum, wer schoß, man hatte schon fast vergessen, daß überhaupt geschossen werden kann: das Unwetter brach los und der Wanderer, eben noch von so gewaltiger Zuversicht, verlor sich. Daß wir uns selber verloren, den Glauben an unsere Kraft, den Weg der Menschheit zu wissen, verloren, die Sicherheit des rechten Schritts verloren, daß der Mensch am Menschen irre ward, daß er am Verzweifeln war, niemals wieder zur Menschheit zurückzufinden, das war unser grauenhaftes Erlebnis. Wir sahen keinen Stern mehr, wir vergaßen, daß Sterne sind. Es gibt unter uns noch

immer so Viele, so gräßlich Viele, die nicht mehr glauben können, nicht mehr glauben wollen, daß Sterne sind. Die Völker trauen einander nicht mehr, in den Völkern traut kein Stand dem anderen mehr, der Mann traut dem Weibe nicht mehr, das Kind den Eltern nicht mehr, wer soll denn auch nur sich selber trauen können in einer Welt, an deren Himmel kein Stern mehr ist? Gebt uns den Blick auf Sterne wieder!

Jedes liebe Lächeln, von reinen Lippen huschend, ist ein solcher Stern; jeder freundliche Gruß aus guten Augen ist's, jedes leiseste Zeichen, wodurch ein Mensch im Vorübergehen einem anderen zu verstehen gibt, daß er in ihm sich selber wiedererkennt, an ihm sich selber erst ganz erkennt, ist ein solcher Stern. Unser Leben ist über und über besät mit Sternen, die Menschheit ist durchwirkt mit Sternen. Wohin wir uns wenden, aus allen Sichtbarkeiten dieser Welt winken uns Verheißungen unserer Heimat; und wer nur recht hinzuhorchen weiß (Musiker nennen wir solche Horcher an den Sternen), dem fängt aus allen Sichtbarkeiten ihr Sternenglanz zu tönen an. Wem aber erst die Sterne vorgesungen haben, dem schwillt vom ewigen Freudenleid der Schöpfung das arme Herz so reich, daß er fortan vor Erfurcht nur noch auf den Knien leben kann.

Gebt uns Sterne, mehr Sterne, nichts als immer wieder noch mehr Sterne, daß sich Jedermann voll trinken kann mit Sternenglanz der ewigen Liebe! Sterne sind aus solchem Liebesduft gewoben, den Mitleid aus Tränen, Mitlust aus Lächeln saugt. Gebt uns davon soviel, daß, wo nur immer auf Erden zwei Menschen einander begegnen, jeder im anderen das Kind Gottes erkennt. Vergeßt nicht länger, daß unsere Erde doch auch ein Stern ist, und laßt ihren Sternenglanz strömen! Besternt einander, Völker der Welt!

*Winnifree*

*Winnifree 1922*